

# Kupfer im Oktober

## „Geometrie des Verzichts“: Die gesammelten Werke der polnischen Dichterin Debora Vogel

Spielen Sie blauer!“, herrschte einst der Synästhetiker Franz Liszt beim Dirigieren das verblüffte, ratlose Orchester an. „Omega – ihrer augen veilchenblauer strahl“ heißt es in Arthur Rimbauds Gedicht „Voyelles“/„Vokale“, übersetzt von Stefan George, über den Buchstaben O. „Vokale“ von 1883 gilt als Schlüsseltext der Synästhesie, der neuronalen Verschmelzung verschiedener Sinneindrücke. Dieses angeborene Phänomen verschiedenster Ausprägungen findet sich häufig bei Künstlern. Auch bei der Lemberger Dichterin und Essayistin Debora Vogel bilden die erfrischenden Neuronengewitter den geheimen, nicht entschlüsselbaren Kern ihres umfangreichen Werks und machen dessen eigentlichen Reiz aus – so wie jede Spielart der Synästhesie individuell und in sich logisch, aber nicht „erkklärbar“ ist. „Violett ist schwül wie ein vertanes Leben“, beginnt Vogels Gedicht „Stadtgroteske Berlin“: „In violett orangerot zitronengelb/ sind verzwickte Schicksale geschrieben: Ufa-Film/ Hotel Stadt Lemberg“.

Journalistin – unter prekären Bedingungen, wie sie beklagte: „In einigen Zeitungen hat sich zum Beispiel eingebürgert, dass Männer, sogar die geistlosen und graphomanen, honoriert, die Frauen dagegen mit Honneurs anerkannt werden.“

Debora Vogel engagierte sich besonders für den jiddischen Modernismus in Galizien. Sie nahm auch an den Diskussionen der sogenannten Insichisten aus New York teil, die als jiddischsprachige Avantgarde der Zwischenkriegszeit gelten. In diesem Bestreben brachte sie sich selbst das Jiddische bei und übersetzte ihre polnischen Texte in diese wesentlich altdmischere Sprache. Sie reiste quer durch Europa und beschäftigte sich intensiv mit der Malerei des Konstruktivismus und der Neuen Sachlichkeit. Das kühle Pathos dieser Stilrichtung spiegelt ein Gedicht wie „Herbstmotiv I“ wider: „Bis man sich ansteckt mit der Stimmung der melancholischen Gesellschaft im messinggelben Herbstsalon:/ mit der Müdigkeit verspielter Dinge./ Blätter fallen. Müde Blätter./ Rote Blätter. Gelbe Blätter.“ Typisch für Synästhetiker ist auch der geometrisch strukturierte Wochen- und Monatsrhythmus. In der Ballade „In Fenstern“ heißt es: „Die Welt von vielen Wochen ist ein Wandquadrat / das sieben Mal in der Woche aufgeht / mit rechteckigen Sonnen zitronengelber, lehmbrauner, kreideweißer Gesichter.“ Es erstaunt nicht, dass solcherart Poesie bei der zeitgenössischen Kritik nicht immer auf Verständnis stieß.

In einem Brief an Bruno Schulz formulierte sie 1939 ihr faszinierendes poetologisches Programm: „In diesem Fall bekenne ich, dass ich zum Abstrakten tendiere; interessante Gedankenzusammenstellungen haben für mich die Buntheit von Dichtung und Form, und sie lösen einen Spannungsschauer aus, der Spannungen ähnlich ist, die durch irrationale (alogische) Zusammenstellungen der Bestandteile entstehen. Warum sollte man also nicht diskutieren? Warum nicht auch nach diesem Mittel greifen, um in sich die zuweilen verlöschende Flamme der Farbigekeit wieder zu entfachen?“ Drei Jahre blieben Vogel, ihr Talent zu entfalten. Im August 1942 wurde sie mit ihrem Mann, einem Architekten, ihrer Mutter und ihrem fünfjährigen Sohn im Lemberger Ghetto von den deutschen Besatzern erschossen.

Dass Debora Vogels vielschichtiges Werk samt dessen kontroverser Rezeption nun dem Vergessenen entrissen wird, ist das Verdienst von Anna Maja Misiak. Die in Bern lebende Germanistin und Kunsthistorikerin besorgte in jahrelanger Kärnerarbeit eine Gesamtausgabe mit dem schönen Titel „Die Geometrie des Verzichts“. Der Wuppertaler Arco Verlag wurde für diese editorische Großtat 2016 mit dem Preis der Hotlist der unabhängigen Verlage geehrt. Gewürdigt werde sowohl der Verlag für diesen Fund, heißt es in der Jury-Begründung, als auch „eine kompromisslose Avantgardistin, die mit Lyrik und Essays eine bedeutende Rolle in den Debatten der Zwischenkriegszeit einnahm“. Auf jeder Seite dieses inspirierenden Lesebuchs sieht man sich mit Formen und Farben konfrontiert, für Debora Vogel die „Seele und Sprache der Dinge“. KATRIN HILLGRUBER



— Debora Vogel: **Die Geometrie des Verzichts**. Gedichte, Essays, Briefe. Übersetzt und herausgegeben von Anna Maja Misiak. Arco Verlag, Wuppertal 2016. 672 S., 32 €.



Liebt das Boxen. Der Reporter und Schriftsteller Takis Würger, geboren 1985.

Foto: Sven Döring/Verlag

# Im Zeichen der Lüge

## Altes England, böse Jungs: Takis Würgers Cambridge-Roman „Der Club“

VON GERRIT BARTELS

Im Zentrum von Takis Würgers Debütroman „Der Club“ kommt einmal auch der Besitzer eines Bekleidungs-geschäfts zu Wort, Ryder mit Namen. Der erinnert sich an einen Kunden, der vor vierzig Jahren eine Stoffprobe in seinem Sakko verschwinden ließ, im Gegen-zug einen Umschlag mit Geldscheinen auf den Tisch legte und sagte, dass sein Club in Zukunft auf Öffentlichkeit verzichten wolle. „Da wusste ich“, so Ryder, „das war das alte England, das vor mir stand, und gleichzeitig wusste ich, dass ich nicht wissen wollte, was für ein Club das war und warum die Stoffprobe in der Jackentasche des Mannes steckte.“

Der „Spiegel“-Reporter Takis Würger, 1985 im niedersächsischen Hohenhameln geboren, kennt das alte England ganz gut, er hat sich eine Auszeit vom Journalismus genommen und drei Jahre in Cambridge studiert. Sein Roman basiert auf Erfahrungen, die er dort und insbesondere in ein paar Herren- und Box-Clubs gemacht hat, darunter der Pitt Club. Dieser steht im Mittelpunkt des Geschehens. Oder vielmehr: ein fünfköpfiger Jungmännerbund, der sich als noch exklusiver, geheimerer Club im Club versteht, mit einem gelben Schmetterlingslogo, „ein Club von jungen Männern, die sich schwören, immer füreinander einzustehen.“

Und die einen verbrecherischen Aufnahme-Ritus pflegen, von einem der Mitglieder als „ein wenig exzentrisch“ ver-harmlost. Würgers Hauptfigur, der aus dem südlichen Niedersachsen stammende Hans, wird von seiner in Cambridge lehrenden Tante Alex aufgefordert, hier zu studieren und sich um die Pitt-Club-Mitgliedschaft zu bemühen. Er soll Licht in die Vorgänge bei den Schmet-terlingen bringen – und Alex helfen, sich

zu rächen. „Der Club“ hat mit seiner Bin-nengeschichte den Charakter eines Kriminalromans, und Würger versteht es, den Plot zu inszenieren und schnellen Strich-es voranzutreiben. Doch er will noch mehr: einen Blick hinter die Kulissen der Eliteuniversität werfen, in der Jungs wie Josh studieren, die sich gegen einen Alkoholkater Infusionen geben lassen oder Ge-sichtsreinigungsmasken anlegen. In der aber auch Menschen landen, die von unten kommen, wie Hans. Oder die es ver-bissen in die Clubs drängt, um dazuzuge-hören, wie der aus China stammende Peter Wong.

Zudem will Würger eine Liebesge-schichte und mehr noch eine von Freund-schaft und Verrat erzählen, motivisch unterlegt durch das Wechselspiel von Wahrheit und Lüge, unter der Fragestel-lung: Wie wahrhaftig können Lügen sein, file under Pablo Picasso oder Martin Walser, wie fadenscheinig ist die Wahrheit? Um all

das einigermaßen unterzubringen, erzäh-len Würgers Figuren zumeist im Wechsel aus der Ich-Perspektive ihre Eindrü-cke voneinander und ihre Sicht auf die geheime Geschichte, neben Hans und Alex noch Charlotte und ihr Vater, Joshua, ein gewisser Billy, der unter den Farben des Regenbogens in den Boxing zieht, Peter Wong, der eingangs er-wähnte Geschäftsbesitzer etc. Dem Tempo des Romans ist das nur förderlich. Würger aber gelingt es selten, den jewei-ligen Figuren auch mittels seiner Sprache Kontur zu verleihen, sie in jeweils un-ter-schiedliche Stimmungen zu bringen. Ein-

zig Josh wirkt bisweilen eigensinnig in sei-nen Lockerheitsausbrüchen („aber wie geil ist bitte Butter“); dagegen wirkt das zur Abwechslung konsequent tabellarisch erzählte tägliche Morgenprogramm von Peter Wong betont aufgesetzt. Tat-sächlich kommt es bei der Lektüre vor, dass man gerade nicht weiß, wer erzählt in diesem schon klaren, mal auf den Punkt gebrachten, mal detailverliebten, aber nur ansatzweise poetischen Wür-ger-Pop-Literatur-Sprachsound.

Warum jemand wie der Irakkriegs-Veteran Magic Mike seinen Auftritt hat, ein ein-ziges Mal, erschließt sich kaum – und könnte begründet sein in der Absicht, das Figurentableau schön vielfältig zu bestü-cken. Und um Sätze zu schreiben wie: „Gott war bei mir, als ich Falludschastürmte. Einmal traten zwei Männer vor mir auf. Ich war verloren ihre Beine. Es roch wie Grillfleisch, ein bisschen süßer, seitdem ist mir die Lust auf Steaks vergan-gen.“ Muskulös-authentisch klingt das, Würger war für den „Spiegel“ auch im Irak, aber losgelöst.

So muss man es mit Josh halten. Der weiß von Storsys, „die nur wenige kennen und nur wenige erzählen können. Manch-mal sind das die besten.“ Das Setting von „Der Club“ ist gut und ungewöhnlich, Würgers (Kriminal-)Story okay und nicht so ungewöhnlich – die erzählerische Aus-führung jedoch lässt Wünsche offen.



— Takis Würger: **Der Club**. Roman. Verlag Kein & Aber, Zürich 2017. 238 Seiten, 22 €.

### Fund STÜCKE

## Von Filmen, Briefen, Detektiven

PETER VON BECKER über Kafka, Kino und die fabelhafte Welt der Jane Gardam

Nach der Berlinale ist vor der Berlinale, und die Filme laufen ja weiter, nach wie vor. Wer aus dem Kinodunkel auftauchend etwas übergreifend erhellende Reflexionen sucht, der hat es auf dem aktuellen Buchmarkt nicht leicht. Immer wieder gibt es mal Schauspiel- und Regisseursmemoiren, von Ingmar Bergman bis Marcel Ophüls, man findet einige informative Bildbände wie bei Schirmer/Mosel zu Fassbinder. Filmhistorische Klassiker aber sind zum Teil nur noch antiquarisch und bei Amazon erhältlich: etwa Lotte Eisners „Dämonische Leinwand“, Siegfried Kracauers berühmte Studie „Von Caligari zu Hitler“, Rudolf Arnheims 1974 neu aufgelegtes Werk „Film als Kunst“ (von 1932) oder Georges Sadouls 1955 zuerst in Frankreich erschienene „Geschichte der Filmkunst“.

Ähnliches gilt für François Truffauts hochspannende, anschauliche Gespräche mit dem großen Kollegen Alfred Hitchcock (deutsch als Heyne-Taschenbuch 1973: „Wie haben Sie das gemacht, Mr. Hitchcock?“). Aber es kommen auch gute Nachrichten wie die von der erweiterten Neuauflage von Hanns Zischlers wunderbar detektivischer Betrachtung „Kafka geht ins Kino“ (Galiani Verlag Berlin, 216 Seiten, 39,90 €). Der Clou: Es liegt eine DVD mit Filmszenen bei, die Kafka einst sah und die seine eigene Bilder- und Motivwelt mit animiert haben.

Kontinuierlich engagiert sich zudem der Berliner Alexander Verlag für besondere Theater- und Filmbücher. Vor einem Jahr erfuhr man so Einblicke in die enigmatische Arbeit von David Lynch („Catching the Big Fish: Meditation Kreativität Film“, 168 Seiten, 14,90 €). Und kürzlich haben es die Herausgeber Margrit Tröhler und Jörg Schweinitz, unterstützt von einer Schweizer Stiftung, geschafft, einen prallen Hardcoverband vorzulegen unter dem Titel „Die Zeit des Bildes. Französische Intellektuelle, Künstler und Filmkritiker über das Kino“ (Alexander Verlag,

Peter von Becker berichtet an dieser Stelle regelmäßig über literarische Trouvaillen. Nächste Woche: Gregor Dotzauer über Zeitschriften und Websites



Foto: Klaus Heilmann

768 Seiten, 29,90 €). Frankreich und Deutschland vor der NS-Zeit waren die Länder mit den Pionieren der Filmgeschichtsschreibung. Die Anthologie der Jahre 1906–1929 versammelt Texte von Autoren und Künstlern wie Aragon, René Clair, Abel Gance, Colette oder auch Fernand Léger (über „Malerei und Kino“). Erstaunlich modern dabei ein schon von 1906 stammender Beitrag der Pariser „Phono-Ciné Gazette“.

Zum Schluss noch ein Tusch. Denn demnächst feiert die bei uns erst vor einigen Jahren entdeckte englische Schriftstellerin Jane Gardam ihren 89. Geburtstag. Spät berühmt wurde sie durch ihre raffinierte Romantrilogie „Ein untadeliger Mann“, „Eine treue Frau“ und „Letzte Freunde“ (alle im Hanser Verlag, als Audiobücher, gesprochen von Ulrich Nothen, Eva Mattes und Felix von Manteuffel im Hörbuch Verlag Hamburg). Nun liegt in der Edition 5Plus auf Englisch sowie in der smarten Übertragung von Isabel Bogdan Jane Gardams „Die geheimen Briefe/The Sidmouth Letters“ vor (96 Seiten, 5900 nummerierte Exemplare, 16,80 €). Die von Gardams britischer Ironie wunderbar grundierte kleine Geschichte um den Fund einiger unbekannter Liebesbriefe von Jane Austen ist ein herrliches Aperçu auch zum mal männlich geprägten, mal weiblich konterkarierten Literatur(wissenschafts)betrieb. Und eine glänzende Kostprobe der auf Deutsch noch unbekannteren Shortstories der Autorin.

### Wenn Buchhändler mit Editionen und eigenen Magazinen glänzen

Man erhält die fein gemachten Bücher der Edition 5 Plus allein über die hierbei zusammengeschlossenen Buchhandlungen Klaus Bittner (Köln), Dombrowsky (Regensburg), Felix Jud (Hamburg), Lehmkuhl (München), Leporello (Wien), Zum Wetzstein (Freiburg) und in Berlin bei Schleichers sowie Kohlhaas & Company (Näheres: [www.5plus.org](http://www.5plus.org)). Die Beteiligten geben auch periodisch ein literarisches 5Plus-Magazin heraus mit Beiträgen von Schriftstellern, Kritikern, Enthusiasten zu neuen Büchern – ähnlich wie es die Berliner Autorenbuchhandlung mit ihrer schönen Zeitschrift „Geistesblüten“ macht. Deren Frühjahrsnummer erscheint diese Woche, unter anderem mit einem von Volker Schlöndorff hierfür geschriebenen Aufsatz zu seiner filmischen Beschäftigung mit dem Werk von Max Frisch. Womit wir fast schon wieder beim Ausgangsthema wären ...

ANZEIGE

### Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!

Bestellhotline: (030) 290 21-520

SHOP TAGESSPIEGEL

[www.tagesspiegel.de/shop](http://www.tagesspiegel.de/shop)  
 Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin  
 Mo.–Fr. von 9.00 bis 18.00 Uhr  
 Mit eigenem Kundenparkplatz!

Trotz dieses bunten Beispiels ihrer „audition colorée“, des farbigen Hörens, galt Debora Vogels dezidierte, hartnäckige Sympathie den als langweilig verurteilten Grautönen – lange vor „Fifty Shades of Grey“. Vogel assoziiert Grau in ihren Gedichtbänden „Tagfiguren“ und „Schneiderpuppen“ mit der Klarheit geometrischer Formen. In dem Buch „Akazien blühen“, das ihre kubistisch inspirierten Prosamontagen versammelt, heißt es: „Der Monat Oktober besteht ganz aus Kupfer und reinem Grau und scheint sich besond-ers für Traktate vom Leben zu eignen. Er verführt und lockt in die graue Gegend der Begriffe, vielleicht auch, weil sie so stark seinen grauen, kontemplativen weiten Straßenzügen ähnelt.“

Debora Vogel war bislang vor allem als Brieffreundin von Bruno Schulz bekannt. Ihrem Freund und Förderer versicherte sie in einem Brief vom Dezember 1938, der Kontakt zu ihm sei „in seiner Färbung einzigartig“. Ganze fünf Briefe des von den Nationalsozialisten ermordeten jüdischen Freundespaars sind erhalten geblieben. Sie hatten sich 1930 in Zakopane kennengelernt, jenem südpolnischen Dorado der Künstler wie des Wintersports. Im galizischen Bursztyn („Bernstein“), das heute zur Westukraine gehört, wurde Vogel 1900 als Tochter einer Gelehrtenfamilie geboren und wuchs in einem jiddisch-deutsch-polnischen Sprachumfeld auf. 1926 promovierte sie an der Krakauer Jagiellonen-Universität über Hegels Philosophie. Später unterrichtete sie Psychologie und Literatur am Hebräischen Lehrerseminar in Lemberg, arbeitete in einem Kinderheim und als

ANZEIGE



# Eingesperrt und ausgeschlossen!

Gefangene brauchen Ihre Hilfe, um den »Tagesspiegel« lesen zu können.

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Menschen in Haft zum Preis von 140,80 € halbjährlich, 275,90 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP«, [www.freiabos.de](http://www.freiabos.de)

**Freiabonnements für Gefangene e.V.**

Foto: Benat Populit

# Das Monster in mir

## Les Edgertons Pulp-Roman „Der Vergewaltiger“

Der Zeit trotzen, sie außer Kraft setzen. Geht das? Truman Ferris Pinter lebt gegen die Zeit. Sie läuft ab für ihn, Stunde um Stunde. Pinter sitzt im Todestrakt, verurteilt wegen Vergewaltigung und Mord, und wartet auf seine Hinrichtung. Eine Wahl bleibt ihm: erschossen oder gehängt zu werden. Pinter kann nichts mehr tun, und das genießt er. „Ich bevorzuge Einsamkeit und dieses Leben ist wie für mich gemacht“, rätioniert er in seiner Zelle. „Man wird nur minimal abgelenkt. Die Mahlzeiten werden uns gebracht und wir der Notwendigkeit enthoben, die Gefängnis-kantine aufzusuchen.“ Pinter war Frühre-huter, Sonderling, Menschenfeind und wurde in seinem Dorf „Kackfresse“ genannt. Und Fliegenfischer war er. Er gibt zu, die junge Frau vergewaltigt zu haben, er nennt es „Sex auf Verlangen“. Aber um-gebracht hat er sie nicht. Sagt er. Nur weitergeangelt hat er nach dem Sex und zuge-schaut, wie sie ertrank.

„Der Vergewaltiger“ ist eine Mischung aus Lamento und Manifest, erzählt aus der Todeszelle, voller biografische und kultur-theoretischer Abschweifungen, durch-setzt mit „Wo war ich stehen geblie-ben?“-Floskeln. Der Leser schaut direkt

ins Hirn des Mörders. Was er sieht, ist erschreckend. Pinter hält sich für den Über-menschen, er arbeitet daran, die Schwerkraft zu überwinden. Schweben kann er schon, am Tag X will er davonfliegen.

Romane aus der Perspektive eines Tä-ters verstören. Das war schon bei Jim Thompsons Klassiker „Der Mörder in mir“ so, zuletzt berichtete in Otessa Moshfeghs Historienroman „McGlue“ ein Seemann davon, wie er einem Freund den Schädel spaltete. Beim „Vergewaltiger“ ir-ritiert vor allem die Seelenruhe des Ge-ständnisses. „Im Gefängnis hat der Mensch keine Persönlichkeit mehr, er stellt nur ein schlechtfüßiges Verwaltungs-problem da“, wusste Raymond Chandler. Verwaltet zu werden ist für Truman Ferris Pinter das Glück. CHRISTIAN SCHRÖDER



— Les Edgerton: **Der Vergewaltiger**. Aus dem Amerikanischen von Anjo Laina und Angelika Müller.

Pulp Master, Berlin 2017. 158 Seiten, 12,80 €